

Eisport im Oberwiesenthal

Nachdem Oberwiesenthal es verstanden hat, im Laufe der Jahrzehnte auf Grund seiner günstigen Höhenlage sowie der außerordentlich geeigneten Geländeverhältnisse dank reger Werbetätigkeit sich den Ruf eines erstklassigen Wintersportplatzes in Deutschland zu sichern, ist man nunmehr daran gegangen, auch dem Eisport eine gehobene Aufmerksamkeit zu widmen. Schon seit Jahren ging man mit diesem Plane um, der nunmehr dadurch eine wesentliche Förderung erfahren hat, daß auf dem Turnplatz vor dem Kreisturnerheim eine ausgezeichnete Eisbahn hergestellt wurde, und zwar durch



Ueberflutung des Turnplatzes. Wie sehr man hiermit auf dem rechten Wege war, beweist die äußerst rege Benutzung der Sportbahn, auf der sich ein flottes Leben und Treiben fast täglich abspielt. Es ist also mit der Schaffung der Bahn einem dringenden Bedürfnis abgeholfen worden, und mit

Freuden begrüßt auch die „D. Z.“ als Heimatblatt diese Ausdehnung des Sportes in der höchstgelegenen Stadt Deutschlands, die nunmehr so im uneingeschränkten Dienste des Wintersportes nach jeder Richtung hin steht.

Wie gesund ja gerade auch der Schlittschuhlauf ist, darüber braucht an dieser Stelle nicht erst gerechnet zu werden. Wie beim Skilauf, so stärkt auch auf der Eisbahn der Sportler Körper und Geist in der frischen, gesunden Winterluft und in der Bewegung der einzelnen Glieder des Körpers. Darum sollten Jung und Alt sich auch diesem Sport mehr noch hingeben, dem nunmehr auch Oberwiesenthal in

verdienstvoller Weise Eingang verschafft hat. Dazu unser herzlichstes Glückauf.

Unser Bild zeigt die Eisbahn mit dem Kreisturnerheim im Hintergrunde, sowie ein auf der Bahn sich tummelndes Sportlerpaar.

Goldfunde im Erzgebirge

Von Willi Jacob-Schneeberg.

Auch in Deutschland fehlte es nie an Versuchen, das gelbe, glänzende Edelmetall als edelstes und kostbarstes Gut, welches Mutter Erde den Menschenkindern bietet, zu erschürfen, auszusmelzen oder aus dem Fußsande auszuwaschen. Aus dem Sande der Flüsse Rhein, Donau, Isar und Inn, im Harz, im Thüringer Wald und im Plauenschen Grunde wird sogar noch in der Jetztzeit Gold gewonnen.

Aus dem Mittelalter sind uns so viele Sagen überliefert von verzauberten Schätzen, von Gold- und Silberlagern, die sicher nicht alle frei erfunden, so daß es sich wohl lohnt, alte Schriften und Ueberlieferungen, die uns von goldfornhaltigem Sande in den Betten unserer heimischen Gewässer und von starken Goldadern im Gebirgsleibe erzählen, auf ihren geschichtlichen Kern hin zu untersuchen.

Peter Albinus schreibt 1590 in seiner „Meißnischen Bergchronika“: „Was für Bäche und örter oben auff dem Gebirge sein, so Messen und Behmen scheidet (er meint damit nicht nur das Erzgebirge, sondern auch die anschließenden: Fichtelgebirge und Lausitzer Bergland), welche Gold führen, sollen die Fremdbden, als Welsche und andere Terminirer besser wissen als

wir, wie die gemeine Rede gehet. Sonderlich sollen viel schwarze Graupen, wie man sie bei Schlackenwerda wäscht und Goldt draus macht, aus diesem Lande weggetragen werden.“ — „Es ist in dieser Landschaft auch ein Sprichwort, das man an und um den Fichtelberg (gemeint ist das Fichtelgebirge!) oft eine Ruhe mit einem Stein wirft, welcher besser als die Ruhe ist.“ Wenn das auch sicher Uebertreibung ist, so schreibt doch Matthaeus, der Bergprediger von Joachimsthal, von meißnischen Goldseifen im Obererzgebirge: „Das Wasch- und ledig Gold, das in Flüssen und Forellenbächen wächst, wird oft von Felsen und Gängen abgerissen oder von Grus und Dammerde ausgewaschen und vom Gebirge erledigt; es ist das edelste und reinste Gold, dem Kronengolde gleich gehalten und ist ein Gentlein mit 38 Groschen bezahlt worden. Solche Goldkörner, Flietschen und Flämmigen sind an Farbe und Gestalt nicht einerlei — — —. Alle Bächlein an der Ischopau, die vom rothen Haus auf den Stolzenhain in das Grenzwasser am Weinberg (Weipert) fallen, haben gediegene schwarze Goldkörner bei sich geführt und die, so sich darauf verstanden, in kurzem reich gemacht. Im Grenzwasser Pila (Pöhl) hat man

ebenfalls gute Goldkörner gefunden, die sich auch flößen lassen wie Blei, und diese hält man für die besten, desgleichen im Bächlein Conduppel schwarze Körner, die man auf dem Amboß breit schlagen konnte. Im Preshnitzer Wasser haben die Alten gut Gold gewaschen, und hinter dem Spitzberge über Töschstadt hat der Bach viel und gute Silberkörner geben. In allen Bächen zwischen Wolfenstein und Annaberg, die in die Zschopau fallen, hat man Granaten gefunden, als der beste Zusatz zum Gold und Körner so gut als Rheinisch Gold. In Forellenbächen um Marienberg haben die Alten gediegene Goldfließchen klein und groß gewaschen. Am Schwarzwasser und seinen Einfällen über und um Platten, Gottesgab und Breitenbrunn werden noch Goldfließchen gesammelt und bisweilen feine Stüßlein gediegenen Goldes gefunden, welche von Chymisten höher denn ander Gold gehalten werden. An der Schneeberger Mulde werden auch deren gefunden und bei Eibenstock hat in einer Seifen, der Goldbrunn genannt, ein Mann des Tages $1\frac{1}{2}$ Pund Goldkörner waschen können, deren ein Pfund 14 bis 18 Gulden goltten."

Von den Fürsten und Behörden wurden die Suchen nach vermuteten Goldlagerstätten, nach Seifen und Anbrüchen in jeder Beziehung unterstützt und durch hohe Versprechungen und finanzielle Ermunterungen gefördert. Aber schon Christian Lehmann sagt 1699: „Man hat sich auf churfürstlichen Befehl sehr bemühet, die Goldgänge aufzusuchen, aber vergebens“, auch hätte Churfürst Johann Georg I. darnach große Freiheit versprochen, wenn sie dergleichen Gänge entblößen würden.“ Der Buchholzer Pfarrer Christian Melker schreibt 1716 in seiner zweiten Schneeberger Chronik: „Wie große Freiheit auch der gloriwürdige Churfürst Johann Georg II. gnädigt versprochen habe, hätte man keinerlei Goldgänge ausrichten und entblößen können, daher auch Ihre Königliche Majestät in Pohlen, als sie bey dero letzteren Anwesenheit den Schneeberger Bergmeister Fischer um Gold gefragt, zur Zeit keine Versicherung deßhalben hatte erhalten mögen.“

Heinrich der Fromme, der gewiß nicht an Brunt und irdischen Gütern hing, ermunterte die sächsischen Bergleute, nach Gold zu suchen. Der Sekretär am herzoglichen Hofe, Bernhard Freydingen, erzählt uns in seiner Lebensbeschreibung 1563, daß dem Herzog Heinrich zwei Tage vor seinem Tode von seiner Gemahlin ein gelbes, leinenes Säcklein auf das Krankenlager gereicht wurde, in dem „drey Goldkörner selbst wachsenden, gediegenen Goldes lagen, so nie ins Feuer kommen waren, ein jegliches einer ziemlichen welschen Nuß groß.“

Daß in unserem Vaterlande wirklich sehr früh Goldbergbau betrieben wurde, lehren uns der Schenkungsbrief Kaiser Friedrich I. über die Bergwerke im Bistum Meißen an den Bischof Heinrich zu Meißen vom Mai 1232, die Belehnung des Markgrafen Friedrich des Ernsthaften von Meißen im Jahre 1333 mit einem Goldbergwerke durch Kaiser Ludwig den Bayern (am Baitenberge, wo man wirklich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Gold schürfte), ebenso der Vertrag Anarchs von Walde und Hirsch von Waldenburg, Herren zu Wolfenstein mit dem Markgrafen von Meißen 1407, in dem sächsische Goldwäschen erwähnt werden. Das erste Dokument einer Belehnung in Sachsen auf Gold findet sich im Bergbelehnbuch des Bergamts zu Freiberg S. 261b (von 1531) und betrifft eine Goldfreiseifen am Schleißbache im Amt Eilenburg. 1596 wurde vom Oberbürgermeister des erzgebirgischen Kreises eine Goldseifen bei Voigtsberg, damals zum Bergamtsrevier Schneeberg gehörig, verliehen.

Viel scheint aber nirgends rausgesprungen zu sein. Sollten doch die Sagen vom Goldmassiv an der Mulde, von der gediegenen Goldsäule im Scheibenberg, von dem „Zahn lauterer Goldes“, den Schnitter beim Getreidemähen am Galgenberge bei Arlegrün (Joachimsthal) gefunden hätten u. a. m. nur „Sage“ ohne geschichtl. Wahrheitskern sein? Oder

sprechen die Sagen die Wahrheit, die oben Albinus andeutet, daß nämlich das „Zett schon abgeschöpft war“, daß Ausländer, „Zigeuner und Welsche zuzeiten heimliche Schätze und viel Edelgestein ausgeforscht und in Koborn und Butten von dannen hinweg getragen?“

Es sind wirklich genug sichere Zeugnisse und Aussagen vorhanden, „daß durch mehrere Jahrhunderte hindurch (etwa von 1300 bis zum 30jährigen Krieg) in aller Heimlichkeit und unter Beobachtung größtmöglicher Vorsicht fleißige Hände goldhaltige Gestein gegraben, Gold aus dem Bachbett geholt und in ansehnlichen Mengen außer Landes gebracht haben.“ Man nannte diese Fremden Walen oder Venetianer nach ihrer Herkunft. Mit Namen kennt man u. a. folgende: Giovanni Carnero, Sebastian Verso, Johann Schott, Dr. Markus, M. Hieronymus, alle aus Venedig, Antonius Piger aus Florenz, Bastian (=Sebastian) Dersto, Math (=Matthias) Nicol. Schlascan, Adam Bauch, George Bauch, Moses Hujung und die Brüderpaare Christoph u. Hans, Friedrich und Barthel, ebenfalls alle aus Venedig usw., alles Leute, die der Ueberlieferung nach (mehrere Sagen deuten darauf hin, können aber wegen Platzmangel (wie sie Meiche, Gräze, Köhler usw. in ihren Sagenbüchern angeben) hier nicht abgedruckt werden) von guter Herkunft waren. Diese „Walen, Welsche, Wallonen, Venetianer, Zigeuner, Florentiner, Meyländer, Modeneser, ingleichen Brabanter und Flandrer“, wie sie heißen, schlichen als Kaufesallen- und Pflasterhändler unansehnlich gekleidet durch alle Waldtäler und Gründe, prüften überall das Gestein, den Sand der Bäche, legten, ohne daß die braven Gebirgler es wußten, Schächte und Sandwäschen (Seifen) an, verrieten weder die Fundstellen noch die Menge des schon fortgeschleppten Goldes, wenn sie ertappt wurden, schrieben sich aber jede Fundstelle in kleinen Büchlein (es existiert noch eine Reihe dieser seltenen Walenbüchlein) auf und kehrten meist — als reiche Schatzgräber — in ihre Heimat zurück.

So interessant es wäre, einiges aus diesen Schriften (u. a. veröffentlicht von Lehmann 1699 u. 1764, Dr. D. Kellner 1702, Schurig 1875, Gräze, Meiche, Köhler, Bernau) über Goldfundstätten im Obererzgebirge mitzuteilen, möchte ich es doch heute unterlassen; vielleicht geschieht es in einem anderen Artikel.

Vielleicht gaben aber doch die Walen den Sachsen erst den Anstoß, ihre Bergländer auf Edelmetall hin zu untersuchen. Für das Vogtland (Gölschtal, Rottenheide und Steinheide) steht das fest. Dort bestanden später wirkliche Goldbergwerke, die zum Bergamte Schneeberg gehörten und am erfolgreichsten 1541 bis 1546 betrieben wurden. 1536 entstand Goldbergbau in Neumark bei Zwidau, ergiebig bis etwa 1550, der aber mit den Vogtländer Ausbeuten nicht konkurrieren konnte. Steinheide erhielt sogar 1534 als „Bergstadt“ vom Kurfürsten Johann Friedrich eine Bergordnung und 1536 einen besonderen Bergmeister. Von den Goldseifen bei Rottenheide erzählt uns 1701 der Chronist, „daß aus selbigem Seifengold goldene Medaillen eines Ducates groß und schwer geprägt worden“, auf dieser Denkmünze steht der alte Schneeberger Spruch: „Wenig Zubus, Viel Ausbeut, Machet Fröliche Bergleut!“

Für den erzgebirgischen Silberbergbau mochten diese Worte in seinen Glanzzeiten wohl Geltung gehabt haben, der Goldbergbau aber wird sich in unserer Heimat wohl nie recht gelohnt haben, er erforderte viel Zubuße und gab wenig Ausbeute. (Ein Portokoll einer Sitzung der Bergsachverständigen enthält 1545 im Anschluß an die magere Ausbeute der Steinheider „Goldgrube“ den Zusatz: „Geht jegiger Zeit mehr darauf dann man Nutz hat.“)

Die Blütezeiten des Erzbergbaues für unsere Berge sind dahin; wie um Silber, so ist es späterhin erst recht um Gold ruhig geworden, und die geologische Durchforschung des Gebietes hat nicht viel Hoffnung auf weiteren, gewinnbringenden Edelbergbau übrig gelassen.

Eine alte Jöhlstädter Urkunde.

Aus Anlaß des 250jährigen Kirchweihjubiläums der St. Salvatorkirche zu Jöhlstadt hat, wie seinerzeit berichtet, der Stadtrat jener Kirchgemeinde als Jubiläumsgeschenk eine alte Urkunde in photographischer Wiedergabe überhändigt, deren Wortlaut wir nachträglich an dieser Stelle festhalten, da Urkunde nebst Text kirchengeschichtlich für Jöhlstadt von hohem Interesse sind. Der Wortlaut ist folgender:

Unser willige und freundliche dienst zuvor Erbare Wolweise und namhaftige lieben Herr(n) / Diemeil uns unser kirch in feuers nöten ist vortorben / Ist unser freundliche und demütigs bitten an e. e. w. vmb gottes willen, wollet uns armen leuten dazu behülfflich sein / das wir doch ein ander kirch bauen / und euch das nicht lassen abschrecken / ob wir gleich nicht unter einen weltlichen Herrn gehören. So gehören wir doch all unter einen Herrn Im Himmel welcher Heist Jesus Christus / Der wirdt auch solchs e. e. w. reichlich vorgehen / zweiffeln nicht e. e. w. werde(n) uns solche Christliche Hülff nicht abschlagen, Damit befehlen wir e. e. w. sampt der ganzen Gemein In gottes veterlichen schuß und seggen / Datum zw Jöhlstat Montag nach Miseri-cordias Domini in 1555.

E. E. W.

Willige Richter und
Rath zw
Jöhlstat.

Die Adresse lautet:

Den erbaren wolweisen und Namhaftigen Herrn
Burgermeister Richter und Rath zw Zerbis unsern gunstigen Herrn

Zerbis. (= Zerbst).

Umschrift des Briefsiegels:

Sigillum auf Gestat 1551.

Aus dem Sagenborn des Erzgebirges

Der Jäger ohne Kopf im Hofbusch bei Schlettau.

(Ziehnert, Sachsens Volksagen. Anhang, No. 29.)

In dem Hofbusche bei Schlettau, durch den der Weg nach Unter-Hermannsdorf führt, läßt sich bei Nacht oft ein gespenstischer Jäger ohne Kopf sehen. Er soll vor alter Zeit die Armen, welche sich das dürre Reihholz sammelten, oft unbarmherzig mißhandelt haben und zur Strafe nach seinem Tode nun umgehen müssen. Rechtliche Leute läßt er ungeneckt, aber die Holzdiebe hat er schon in Todesangst gejagt und bisweilen festgebannt, so daß sie stundenlang an einer Stelle stehen bleiben mußten.

Die weiße Frau auf Scharfenstein.

(Ziehnert, Sachsens Volksagen. Anhang Nr. 15.)

Auf dem Schlosse Scharfenstein zwischen Jschopau und Wolfenstein geht seit Jahrhunderten eine weiße Frau um. Des Nachts mit dem zwölften Glockenschlage wird sie rege und wandelt, in lange, weiße, nebel dünne Gewänder gehüllt, durch alle Gemächer des Schlosses, bleibt bisweilen stehen und seufzt und ist überhaupt traurig. Oft hat man gewagt, sie anzureden, aber nie hat sie Antwort gegeben, sondern ist immer sogleich entflohen. Sie muß eine schwere Sünde begangen haben; welche aber, weiß niemand.

Der gespenstige Mönch bei Grünhain.

(Christ. Lehmann, Histor. Schauplatz 2c., S. 75.)

Fünzig Jahre nach der Verwüstung des Grünhainer Klosters hat sich am Elterleiner Wege, wo, wie die Schlackenhausen ausweisen, des Abts Hammer gestanden, ein Gespenst in Mönchsgestalt sehen lassen, welches die Vorübergehenden, sonderlich Trunkene und Tauchzende, übel bezahlte, und einst einen Bergmann von Elterlein, der das Gespenst in seiner Trunkenheit herausforderte, mit den Beinen den Berg hin-

unter geschleppt, in den Bach geworfen und am Kopfe arg verwundet. Einen Richter, der trunken in der Nacht von Grünhain heimgeritten, hat's mit dem Pferde gestürzt, daß er den Arm brach, und ist der Richter mit großer Lebensgefahr nach Hause gekommen.

Spulgestalten an einem Brunnen auf dem Fichtelberge.

(Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 250.)

Abraham Munsch, ein alter frommer Gutmann in Wiesenthal, erzählte, daß er einstmalen oben auf dem Fichtelberge einen überaus schönen Brunnen angetroffen, dessen Grund und Boden von eitel Goldflammen geleuchtet habe. Da er sich niedergesetzt, um den schönen Quell zu betrachten und wieder aufgesehen, sei ein schönes buntes Vöglein auf einer Seiten, auf der anderen aber ein Mönch mit einem offenen Buche gesessen, darüber er erschrocken und davongelaufen. Er habe aber seit dieser Zeit den Brunnen nicht wieder antreffen können.

Der gespenstische Fuhrmann zwischen Geyersdorf und Königswalde.

(Moritz Spieß, Oberglauen, Sitten und Gebräuche im sächs. Obergerebirge. Programmarbeit. 1862. S. 39.)

Zwischen Geyersdorf und Königswalde, am linken Ufer der Pöhla, liegt die sogenannte Reicheltwiese, welche, da sie sumpfigen Untergrund hat, sehr weich und „pappig“ ist. In der selben soll ein Fuhrmann, der Salz geladen hatte, mit Wagen und Pferden versunken sein. Abends 9 Uhr soll derselbe mit seinem Fuhrwerk wieder erscheinen, mit seiner Peitsche knallen und dabei „Hüh!“ rufen.

Ein Gespenst ängstigt einen Wiesenthaler Fleischer.

(Glader, Wiesenthäisches Ehren-Gedächtnis, 1719, S. 97.)

Immo 1655 ging ein Fleischerhauer aus Wiesenthal sehr frühe bei Mondenschein und wollte nach Elterlein. Als er aber eine halbe Meile zurückgelegt und auf einen Platz kommt, tritt ihm ein grausames Gespenst mit feuriger Zunge und Augen entgegen, in Gestalt eines verrufenen gewesenen Gebirgers, der manchem auf dem böhmischen Wald das Licht ausgelöscht. Dies Gespenst verlegt ihm den Weg mit seiner Kette um den Leib, daran eitel Totenköpfe hängen. Der Fleischerhauer erschrickt, betet und kehrt eilends zurück nach Haus. Das Ungeheuer aber begleitet ihn bis in seine Stube, stellet sich daselbst vor ihn und sieht ihn an, bis die Wirtin aufgestanden ist und ein Licht angezündet hat. Da ist das Gespenst wieder verschwunden.

Heimat-Chronik aus alter Zeit.

Unterwiesenthal.

Vor 50 Jahren. Beim Schneidemühlenbesitzer Scheithauer in Unterwiesenthal kam am 18. Februar 1878 der 31 Jahre alte Maurer Hartmann ins gangbare Zeug, so daß sein Tod sofort eintrat.

Vor 50 Jahren. Am 25. April 1878 wurde der Gasthof zur goldenen Krone in Unterwiesenthal mit sämtlichen Nebengebäuden eingestürzt.

Crottendorf.

Vor 50 Jahren. Am 29. Juni 1878 fielen in der Nähe der Glashütte bei Crottendorf sieben Wohnhäuser und zwei Scheunen den Flammen zum Opfer.

Schlettau.

Vor 50 Jahren. Das an der Buchholzer Straße in der Nähe des Köhlergutes in Schlettau gelegene Hildebrandsche Haus wurde am 28. Okt. 1878 ein Raub der Flammen.

Vor 50 Jahren. Ein Brand zerstörte am 30. Nov. 1878 die an der Straße nach Buchholz stehende Scheune des Wirtschaftsbesizers Vogel in Schlettau.

Nooch'n Feieroehm



Dr Grufvoter

Gedicht von Bernh. Brückner, Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

De Sunn' gieht staat ¹⁾ an Waldsaam nieder;
an Huthaus hast't ihr letzter Strohl.
Dos rekt im Glanz sei Schindeldach'l
un guckt vürnahm von ihm ins Tol.

Bür'n Janster stiegt e staanerns Bank'l
saugt in sich nei die warme Glut.
Drauf siht ganz stille dr Foot-Voter —
's sieht bald, als wenn ar schlof'n tut.

De Arm' lieng kreisweis' in anander,
un drinne schleest de Tobakspfeif.
's Rapp'l aus Samt zeigt stolz sei Quast'l,
drunner avür quillt's weiß — wie Reif.

'r sinnt un traamt — in sich versunken,
denkt bald do har, un bald dort hie.
Su manich's Bild, vun Kampf — vun Frieden,
sieht ar in Geist vorüberzieht.

Drei Schwalb'le zwitschern uff'n Baam'l, ²⁾
vun Rümgeflatter sei se müd'. —
Ja, ja: Grufvoter kennt dos Leid'n,
Dar waß, wie's übern Ot'n ³⁾ gieht! — —

De graae Henn' kimmt ra' gestoppelt.
Wendhalfig schießt se zum alten Maa.
„'s is schlimm,“ denkt se un gieht wetter,
wenn aaner net mehr feet'r ⁴⁾ kaa!“

'r horcht. Es tut ze ohmd nu leit'n. ⁵⁾ —
Ja, wieder war e Tog vollbracht!
De Händ' leeng still sich in anander
un bat'n üm 'ne gute Nacht.

De Sunn' gieht ei; de Schatten wach'n,
se schleing zun Heis'l sachte hie.
Dos bett't zu Ruh sei Schindeldach'l,
ruß's Schwalb'l rei zum Schlof'n gieht.

Dr Grufvoter ober bleibht noch siht'n;
dar hot do aah sei schiene Ruh'. — —
„Bleib' nör, bis druhm de Sternla blich'n;
die führ'n dich dann dr Haamit ⁶⁾ zu!“

¹⁾ langsam. ²⁾ Bäumchen. ³⁾ Atem. ⁴⁾ vorwärts kam, ⁵⁾ läuten, ⁶⁾ Heimat.

De Dokt'r-Fuhr

Von Bernhard Brückner, Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

Bei ne Wahner-Frißn-Halm war schu e Hard Tog schlacht' Watter. Seine Fraa, de Arntine, hatt' wieder emol de Moong-Witting. Se konnt' nißt aff'n un schlich von äner Hißsch zur annern. Nu wur' allerhand ah-gaam: Rasse Imischleeg ge-

macht, aah treige — Quahnest gekocht un Baldria, oder nißt hulf's. Esu wie ihr Maa, dr Halm, ohmt ahamm kam von seiner Arbet, war dos Rümgekräft un dos Aufgefläsch zu kenn. End' Wuhl e ganze Woch' lang is die Lamentaziu esu feeter gange. Aah dr Sonnohmd bracht' noch kaa Hilf. Nu is men Halm doch e bißl angst wur'n.

„Wachte,“ hot'r zu seiner Fraa ahgefange, „iße kaafe nu Joong, wos de willst: Iße gieht's nüber zun Staadtler Dokt'r! Geleich dann Ohmd muß dar noch ins Haus un muß dr halfen!“

Un richtig: Wie de alte Butenfraa, de Struh-Liebe, drau-ßen vür de Janster vorbei gehuutscht kam, do hot'r dare en'n Aufstrog an ne Staadtler Dokt'r miet-gaam.

Mei Struh-Liebe, die is nu haltig, wos nör ihr Oten esu har gaam hoot, durch dann Wald lusgehumpelt. Oder, es hot net lang gedauert, do sei de alten Baa laweht wur'n, un wie se bei ne Staadtler Guutsacker (Friedhof) nei machet, do warsch finster, wie zum Teif'l huln. Nu haltig geleich hie zu dann Dokt'r.

Dos is zu dare Zeit kaa Gestudierter gewaß'n. Die hot's bluß in de grußen Schteedt gaam. Wos dar wußt', dos hot ar bluß aus de Bücher raus gelaß'n. Wann haltig net viel gefahlt hoot, dar is gesund wur'n; oder, wu de Sach wetter nei bies' war, do hot mei Tutengraber sei fix e Leich' kriegt.

Ra, wie mei Struh-Liebe e klaans bißl zu Oten komme war, do häret haltig mei Dokt'r die Geschicht mit de Grumbicher Moong-Witting.

Harr üm's Laam! Dar zug siech geleich aah un rannt' nüm zu jen'n guten Nachber, zun Mucker-Seiff'n-Gust. Weil's zu dare Zeit in ganz'n Staadt kaa Pfahr-Fuhrwart gob, do machit mei Gust jen'n Ochsen-Schlieten zeracht. 'r sezet ne gruß'n Moong-Korb drauf, warf e paar Büscheln Schtruh nei un e paar wollene Decken; nu zug'r jen'n ruten Ochs aus ne Schtool raus, un wie se alle zwää nei-geflattert warn in dann Korb-Schlieten, do ging de Rutsch sachte feeter.

Nu laureten die zwää Schuuten-Toffeln in ihrn Hower-Schtruh drinne, wie de Mod' in Kaas-Tupp. E' Hundskäst war, doß dar Schliet'n quietset, wie ne Wolf-Christ' sei Leier-fasten.

Ne Henne-Wag warnse fix nüm. Dr Gust derzeehlet ne Dokt'r die Geschicht von Mariebarger Baamwurzel-Glaascher seiner Heirat, un wenn's wieder emol nah war zun Lachen, do nahm mei Dokt'r sei Schnapsflaschel raus un ließ sen Nachber dann gut'n Nordheiser kosten. In lauter Wuhlgelall'n hatt'n se bei dare Ochsenfuhr de Ruutkat'l-Schänk e'kriegt. Do wur siech erscht emol orndlich ausgewärmt. Dar franken Fraa wünscht'n se derweile gute Bessering; endlich fanden se sich wieder zu ihrn Schlieten naus.

Nu schunkelten se über de Grumbicher Höh' nüber. 's ganze Dorf log schie in schinften Schlof. Bluß in Salzer-Michel-Heisl brannt' noch e Gaakela Licht. Dr Dokt'r machet zu dr Haustür nei. Dr Gust blieb draußen in Schtruh staden un zug sich ne Dokt'r seine ahgewärmten Decken übern Kupp. Do derbei horchetr wie e Fladermeisl, wos drinne in Stüwel lus-ging. Erscht gings sachte har, oder wie de Rärch else schlug, do quieket un heilet ene Fraa, als wenn se e Löw' in dr Zerr hätt'. Mei Gust toot amol üms andere baten, doß se ihrn Schmarz alle machet. Endlich war drinne in Stüwel wieder Ruh; dr Dokt'r kam zu dar Tür raus.

„Is se dä tuut?“ freeget dr Gust kaa-laut, „oder iew ho gebatt!“

Dr Dokt'r schüttlet sen Kopp. „Die stärbt net!“ saacht'r. „Die kaa üm sich schmeißen . . . hot ene Natur, wie dei Ochs!“ Dobei zug'r sei grüße Pelzmüh rei über de Ohren un speiet amol über sich andere aus nei in dann Schnee. „Es is mir sei salbericht net orndlich in Bauch; iße treib nör den'n Ochs ah, doß mer nüm komme in de Ruutkat'l-Schänk — bei mir kimmt's Flad-Fieber!“

Inusse, men Gust war emol e'kehrn lieber, wie e Toler Fuhrloß, un do ging die Rutsch haltig geschwind off dar Schtrook nüm. (Schluß folgt.)



Sei nicht jänkisch und mürrisch.

Der kleinen Beata konnte niemand etwas recht machen; niemand konnte mit ihr auskommen. Gab man ihr Etwas, so wurde sie nicht vergnügt, verlangte man Etwas von ihr, so war es ihr auch nicht recht. Wollten die Kinder dieses Spiel, so wollte sie ein anderes.

Alle Vorstellungen der Eltern schienen vergeblich zu sein. Endlich sagte der Vater: Höre mein Kind! an der Kette liegt ein Tier, das knurrt wie du, und gerade am meisten, wenn es ihm wohl geht, wenn es sein Futter verzehrt. Nun wollen wir zwar dich nicht anlegen, wie den alten Phylax, aber dich doch einsperren, wenn Kinder kommen, damit du nicht ihre Freude verdirbst.

Beata glaubte nicht, daß dies ernstlich gemeint sei, aber es geschah wirklich, und erst, wie sie sich mit Kindern vertragen lernte, durfte sie mit ihnen spielen.

Willst du mürrisch, jänkisch sein,
Wird sich niemand mit dir freuen.

HUMOR DER WOCHE

Enttäuscht. „Mutti, es ist doch komisch, daß Sanft Nikolaus ein Heiliger ist, ich sah eben, wie er unsere Marie auf dem Korridor küßte.“

Aus Erfahrung. Dame (zu einem Advokaten): „Sagen Sie mir, Herr Doktor, hat der Ehemann das Recht, die Briefe seiner Frau zu öffnen?“ — „Hm — in gewissen Fällen hat er wohl das Recht, aber meist nicht den — Mut.“

In der Warenhausbücherei. Fräulein: „Ich möchte die Hosen des Herrn v. Bredow.“ — Verkäufer: „Konfektion, bitte, zweiter Stock links!“

Orpheus und Eurydike. Im Theater: „Du, Emil, heut' sind es ja nur drei Personen, die spielen, — und bloß Damen!“ — „Ja, die Leute werden hier auch anfangen, abzubauen.“

Berechtigt Zorn. „Aber mäßige dich doch, Mann! Wenn der Junge nun auch mal eine von deinen Zigarren geraucht hat, so schlimm ist das doch nicht.“ — „Er hat sie aber vertragen, — was muß der Bengel schon geraucht haben!“

In Gedanken. Dame im Kolonialwarenladen: „Ich bitte, den Zucker gut zu wiegen. Das letztemal habe ich 50 Gramm Soda zu wenig heimgebracht!“ — Verkäufer: „Da haben Sie wohl unterwegs etwas genascht?“

Einkauf. Ein Mann, der sich Bohnkant nannte, betrat einen Laden. Er brachte eine riesige Dogge mit, zog einen Zettel aus der Tasche und las ab: „Ein halb Pfund Zunge, fein geschnitten, 2 Pfund Schinken am Stück, 1 Gänsebrust, drei Viertel Pfund Frühstücksspeck, papierdünn, und ein Fünftel Essiggurken.“ Nachdem er alles erhalten hatte, warf er es Stück für Stück der Dogge vor. Die fraß alles in unglaublich kurzer Zeit, bis auf die Essiggurken. „Ich hätte Ihnen das doch zuschicken können,“ sagte der entsetzte Verkäufer, was nur noch relativ wenig Sinn hatte. „Sie müssen sich nicht wundern,“ sagte Bohnkant, „ich trage nämlich nicht gern Pakete, und meine Frau hat gesagt, es ist ihr ganz egal, wie ich die Sachen heimbringe.“

Mißverstanden. „Oh — wie oft hätte ich schon fliegen können!“ — „Du bist aber natürlich jedesmal lieber selbst gegangen.“

Orientierung. Neulich traf ich Frau Striezel mit ihren vier Kinderchen bei Tieß in der Spielwarenabteilung. Die lieben Kleinen betrachteten einigermaßen energisch die in der Tat begehrenswerten Schätze, und die Mama schien mit ihnen Erwägungen anzustellen über die Vorzüge dieses oder jenes Spielgerätes. „Ah, gnädige Frau, Sie wollen den Kindern eine Freude machen?“ Frau Striezel schüttelte ablehnend den schönen Bubikopf. „Ich denke gar nicht daran. Aber morgen kommt mein Schwager Oskar auf acht Tage zu Besuch. Der wird doch den Kindern was schenken wollen, und da sollen sie sich überlegen, was sie sich wünschen können.“

Der Aufgeklärte. Onkel Jakob hatte Großtatters mal ein bißchen besucht und war dann auch gleich zum Abendessen geblieben. Aufgefordert hatte man ihn nicht, aber das war bei Onkel Jakob auch nicht nötig. Jetzt nahm er sich schon zum drittenmal von dem kostbaren Spidaal, der eigentlich nur für Herrn Großtatter da war und eine Woche hätte reichen sollen. Frau Großtatter konnte das schließlich nicht mehr ansehen; sie sagte spitz: „Ich könnte abends nicht so was Schweres und so viel davon essen, — ich habe dann so schlimme Träume.“ — Onkel Jakob nickte behaglich, laute und erklärte schmachend: „Ich auch, ich auch, — aber ich glaube nicht an Träume.“

Der Dicke beim Maler. „Sie brauchen mich auf dem Bilde nicht gar so dick zu machen, lieber Meister.“ — „Hm, ich halte aber bei meinen Porträts auf Ähnlichkeit, — dann müßten Sie mir versprechen, nachher nach Marienbad zu gehen.“

Höfliche Aufforderung. Redner in einer Versammlung: „Ich habe mich so klar ausgedrückt, daß jeder Hornochse mich verstanden haben muß! Die Herren, welche sich nicht klar find, bitte ich höflichst, mich ungeniert zu fragen!“

Die Ungeheuer. „Wie kam es, daß die Magd den alten Herrn nicht erkannte, den sie an der Bahn abholen sollte? War ihr nicht gesagt worden, daß der Betreffende hinkt?“ — „Gewiß! Aber nachdem die ungeheuer Person zweimal am Zug vorbeigerast war, hatte sie so viele Leute auf den Fuß getreten, daß alle hinkten!“